

Identität beruhe auf einer Verwechslung; Aristoteles führe vielmehr Identität in der Regel auf eine der verschiedenen Formen der Einheit zurück. Im Mittelpunkt jeder Identitätsbehauptung stehe eine Art, die durch ein *ti en einai* bestimmt ist; verliere ein Gegenstand diese Bestimmtheit, könne er nicht mehr derselbe sein. Das numerisch Eine sehe Aristoteles als die konkrete und kontingente Instanz einer spezifischen Einheit an, wobei mit dem jeweiligen *eidos* – anders als bei anderen Universalien – schon bestimmt sei, was es heißt, eine einzelne Instanz dieser Einheit zu sein. „Aristoteles (II): Existenz und Klassifizierung“ (304–336) geht aus von einem Existenzbegriff, den R. vorher in der Auseinandersetzung mit Frege erarbeitet hat. Danach ist „existieren“ ein „Formwort“ oder „nicht reales Prädikat“. „Daß Fs existieren, heißt, daß einige Gegenstände des Bereichs G, der als Gattung von F einen Bereich von Gegenständen bestimmt, zu denen zu gehören eine notwendige Bedingung für die Existenz von Gegenständen der Art F ist, zu Recht als Fs klassifiziert werden können“ (304). Ein Beispiel: ‚Es gibt elektrisch betriebene Sportwagen‘ ist zu analysieren als ‚Einige Fahrzeuge (G) sind elektrisch betriebene Sportwagen (F)‘. Wenn wir mit den Untersuchungen von Charles Kahn davon ausgehen, daß in der Geschichte der griechischen Sprache der existentielle Gebrauch von *estin* aus dem kopulativen entstanden ist, dann war, so R., der dargestellte Zusammenhang von Existenzbehauptung mit der Prädizierung sortaler Terme eine für die Entwicklung der griechischen Ontologie selbstverständliche Voraussetzung. ‚Existieren‘ bedeute bei Aristoteles, daß eine an sich unbestimmte *hule* durch eine substantiale Bestimmtheit, das *eidos*, zu einem *tode ti* bestimmt ist. Diese Interpretation führt vor allem dann zur These von ‚existieren‘ als Formwort, wenn wir die Gattung als *hule* verstehen, denn dann ist der Artbegriff, von dessen Exemplaren die Existenz behauptet wird, auf die ihm gegenüber unbestimmte Gattung zu beziehen, „um von einigen unter diese Gattung fallenden Gegenständen den Artbegriff klassifizierend zu prädizieren“ (319). „Aristoteles (III): Kriterien der Substantialität“ (433–453) konstruiert eine durch die Sache bedingte Entwicklung des Substanzbegriffs von der Kategorienschrift, wo die Substantialität auf ein Subjekt als Erste und ein Prädikat als Zweite Substanz verteilt ist, zum Buch Zeta der *Metaphysik*, das die Substantialität dem *ti en einai* zuspricht: Das *ti en einai* sei das der Definition nach ausgesagte *eidos* der Kategorienschrift; es gebe folglich an, als was ein Gegenstand „an sich“ (*kath' hauto*) angesprochen wird. Die in der Aristoteles-Literatur diskutierte Frage, ob das *eidos* allgemein oder einzeln sei, löst R. durch die Unterscheidung zwischen dem klassifizierenden und dem individuierenden oder identifizierenden Gebrauch eines sortalen Terms: Im klassifizierenden Gebrauch diene der Term lediglich der qualitativen Bestimmung; dagegen beziehe er sich in der individuierenden und identifizierenden Verwendung auf das *eidos enon*, aus dem, zusammen mit dem dadurch Bestimmten, die konkrete Substanz bestehe.

Die Bedeutung von R.s Buch sehe ich darin, daß es, die Intentionen des Aristoteles und des späten Wittgenstein miteinander verbindend, in überzeugenden Analysen die der Alltagssprache zugrundeliegende Ontologie systematisch rekonstruiert.

F. RICKEN S. J.

HANDBOOK PHENOMENOLOGY AND COGNITIVE SCIENCE. Hgg. Elisabeth Baumgartner, Wilhelm Baumgartner, Bojan Borstner, Matjaz Potrč, John Shawe-Taylor, Elizabeth Valentine. Dettelbach: Röhl 1996. 390 S.

0. Dieses Buch überrascht seine Leser/innen in mehrfacher Weise. Zunächst durch einige Äußerlichkeiten: Gesetzt in augenfreundlichem Großdruck auf schwerem Papier in Atlantenformat, sind die Seiten nur jeweils auf der Innenseite mit Text bedruckt; die Außenseite enthält (neben allfälligen Abbildungen zum Text und viel Platz für Notizen) köstliche Cartoons von Edo Podreka, die sich neben ihrer zeichnerischen Brillanz auch durch großes sachliches Verständnis für den Text auszeichnen; unter den in wachsender Anzahl verfügbaren Philosophie-Comics gehören sie mit Sicherheit zu den besten. Irritierend wird für viele weiters sein, daß man über die Identität der 24 slowenischen, österreichischen, italienischen, deutschen und englischen Autor(inn)en nichts erfährt, außer daß es „students as well as teachers and researchers of all ages/stages“ seien (es handelt sich um einen Großteil der professionellen Philosoph[inn]en und ei-



nige Psychologen an den Universitäten Maribor und Ljubljana sowie einige ausländische Kolleg[inn]en mit den Schwerpunkten Würzburg und London; einige Beiträge stammen tatsächlich von relativ jungen Autoren). Das Buch faßt die Resultate eines interdisziplinären *Tempus*-Projekts der EU zur Förderung der akademischen Forschung und Lehre in den ehemaligen Oststaaten zusammen. Den folgenden Bemerkungen zu den einzelnen Beiträgen sind kritische Wertungen (aus Übersichtlichkeitsgründen) mitunter gleich beigefügt.

1. Der erste Abschnitt „Phenomenology: history and basic concepts“ bringt neun primär historische Arbeiten, von denen fünf einige Grundpositionen Brentanos in Erinnerung rufen: Brentanos Wissenschaftsauffassung und seine Deutung der Natur des Mentalen (*W. Baumgartner*), die sogenannte Intentionalitätsthese und ihre Vor- und Nachgeschichte (*E. Baumgartner*), Brentanos „Logikreform“ (eine Variante der traditionellen Syllogistik unter Reduktion aller kategorischen Aussagen auf positive und negative Existenzurteile – gegen die aufkommende moderne Logik hat Brentano polemisiert) (*F. Jerman*), seine evidentialistische Ethik (*W. Baumgartner*) und seine These der Inexaktheit der Gesetze der empirischen („genetischen“) Psychologie (*B. Žalec*). Zwei Beiträge (*S. Cattaruzza Derossi*, *P. Bozzi*) befassen sich – in Anschluß an das Werk des Meinong-Schülers und Gestalttheoretikers Vittorio Benussi – mit psychologischen Fragen der Gestaltwahrnehmung, einer mit der Analyse von Abschnitt 2 der VI. Logischen Untersuchung von Husserl in Hinblick auf das Verhältnis von sinnlicher Anschauung und „kategorialer Anschauung“, d. h. mit der Frage, wie unsere Gewißheit zustandekommt, daß wir dasselbe Objekt meinen und wahrnehmen können (*B. Kante*), und ein Beitrag schließlich bringt eine kritische Analyse von Thomas von Aquins intellectus agens-Konzeption und Abstraktionstheorie (*B. Borstner*). – Bei aller Anerkennung der Qualität einiger dieser Beiträge: „Grundbegriffe der Phänomenologie“ vermitteln die teils sehr speziellen historischen Arbeiten in diesem Abschnitt nicht, und eine über die reine Terminologiegeschichte bis Brentano hinausgehende Definition von „Phänomenologie“ sucht man ebenso vergeblich wie Definitionen der Grundanliegen und Grundbegriffe phänomenologischen Philosophierens. Ausgegangen wird offenkundig von der Gleichsetzung von „Phänomenologie“ mit „Brentanos Phänomenologie“ (23 Mitte), d. h. mit seiner Auffassung „deskriptiver Psychologie“ als apriorischer Wissenschaft von den introspektiv faßbaren mentalen Phänomenen, die gleichzeitig die Grundlagenwissenschaft für alle anderen Wissenschaften bildet, insofern sie ihr allgemeinstes begriffliches Instrumentarium bereitstellt. Daß diese Gleichsetzung sachlich aber problematisch ist und Mißverständnisse begünstigt, zeigt sich schon in Brentanos Umgang mit dem Terminus: während er 1888/89 „deskriptive Psychologie“ und „beschreibende Phänomenologie“ zumindest im Titel (nirgends im Text) einer Vorlesung gleichsetzte, setzte er sich später, als der Terminus von Husserl besetzt war, davon ab.

2. Mehr an Grundbegriffen von Husserls Phänomenologie findet man im ersten Artikel des zweiten Abschnitts („Cognitive science: history and basic paradigms“) (132 ff.); ansonsten faßt *E. Valentine* darin drei grundlegende Auffassungen von Psychologie und die ihnen entsprechenden Methodologien (introspektiv-hermeneutisch, behavioristisch und neurophysiologisch) zusammen und skizziert, wie durch die Verbindung der behavioristischen Grundauffassung mit der Idee informationsverarbeitender, computersimulierbarer Systeme das interdisziplinäre Projekt der Cognitive Science(s) [CS] entstand. Daß die Phänomenologie mit der ersten, introspektiv-hermeneutischen Richtung assoziiert ist, umreißt die Grundspannung zur CS. In einer erfreulich untechnischen Einführung in verschiedene Ansätze der mathematischen Modellierung einfacher Lernprozesse (klassische Komplexitätstheorie, Modell des „wahrscheinlich annähernd korrekten Lernens“, neuronale Netze) bietet *J. Shawe-Taylor* u. a. einen Vorschlag zur Explikation des Einfachheitskriteriums für Hypothesen. Begrifflich unzulänglich ist dagegen das dualistische Bild der Erfahrung (externe, räumliche Wahrnehmungserfahrung vs. interne, nichträumliche geistige Erfahrung), das *J. Musek* als für die Phänomenologie wichtiges Grundfaktum und als Quelle dualistischer Wirklichkeitsauffassungen exponiert: „experience is all that is going on in our consciousness“; „perceptual experience is located outside, is spatial and corporeal, while non-perceptual experience is located inside, is spaceless and spiritual“ (141 f.) etc. *N. Jaušovec* berichtet von psychologi-



schen Experimenten über die Zunahme der Herzschlagfrequenz bei der Annäherung an die Lösung verschiedener Typen von Aufgaben; das Ergebnis deutet er als Indiz dafür, daß an kreativen Problemlösungen mehr vorbewußte Prozesse beteiligt sind, die nicht unter der Kontrolle des Subjekts stehen. – Ähnlich wie der erste bietet auch der zweite Abschnitt also einiges an interessantem Spezialmaterial, aber keine Einführung in „basic paradigms“ der CS.

3. Wer nicht mit der eigenwilligen Substanz/Akzidens-Konzeption des späten Brentano vertraut ist, wird über die Einführung zum dritten Abschnitt „Approaches by phenomenology to cognitive science“ ebenso erstaunt sein wie über den ersten Beitrag „Phenomenology and organic unity“ von *M. Potrč*. Darin werden Brentanos „Akzidenzien“, die Substanzen als Teil enthalten (beispielsweise wäre „der denkende Hans“ Akzidens, das die Substanz „Hans“ modifiziert und als Teil enthält, ohne daß es jedoch etwas „Dazukommendes“ gäbe) zunächst mit „Phänomenen“ gleichgesetzt (188; Rez. kennt übrigens keine Stelle, wo der späte Brentano diese Gleichsetzung vorgenommen hätte), und in der Folge mit einem offenbar doch wieder aristotelisch beeinflussten Begriff der „organischen Einheit“ (190), der allerdings nirgends definiert wird. Auf diesem Hintergrund wird dann auf Parallelen zwischen Gibsons ökologischer Psychologie (die keine prinzipielle Trennlinie zwischen dem erkennenden und sich verhaltenden Subjekt und seiner Umwelt sieht) und der Phänomenologie bis hin zu Heideggers Daseins-Analyse hingewiesen. Drei weitere Beiträge befassen sich mit Husserls Philosophie der Arithmetik. *D. Münch* interpretiert Husserls frühe (1890/91) Überlegungen zum Zahlbegriff und seinen psychologischen Ursprüngen als einen frühen Vorläufer des Programms der Computersimulation kognitiver Prozesse. Als entscheidenden Punkt der Ähnlichkeit sieht M., daß Husserl menschliches Problemlösen zunächst als geistiges Operieren mit sprachlichen und nichtsprachlichen Zeichen deutet, wobei diese Operationen ohne begleitende Einsicht in die Bedeutung dieser Zeichen ablaufen (mit Ausnahme der einfachsten Zeichen, wie den natürlichen Zahlen bis ca. fünf, für die es eine mentale Repräsentation gibt). Darin sieht M. eine Parallele zum frühen Programm der Artificial Intelligence, die kognitive Prozesse durch rein syntaktische Algorithmen simulieren wollte, während seine spätere Entwicklung einer Theorie des symbolischen Wissens und die Entwicklung des Intentionalitätsbegriffes in den „Logischen Untersuchungen“ die Kritik des Konnektionismus am Programm der frühen AI voraussetze. Ob die beobachteten Ähnlichkeiten sachlich wirklich so signifikant und/oder einzigartig sind, mag dahingestellt bleiben (insbesondere was das Verhältnis von Husserl zur frühen AI angeht). Es ist zu vermuten, daß man unter den zahllosen Psychologismen des späten 19. und frühen 20. Jhs. noch etliche „Vorläufer der AI“ finden könnte, wenn man dies wollte. *M. Rugelj* skizziert Husserls frühe psychologistische Auffassung des Zahlbegriffes, die auf unserer angeborenen Fähigkeit gründet, mehrere Wahrnehmungsobjekte sofort und ohne Zählen zusammenzufassen, und ergänzt dies durch empirische Forschungen mit 3–4jährigen Kindern, bei denen sich diese Fähigkeit bis auf fünf Objekte erstreckt. *N. Mišević* berichtet über Parallelen zwischen phänomenologischen Theorien über einfache mathematische Denkopoperationen und neueren entwicklungspsychologischen Befunden. *D. Münch* erörtert in Anschluß an seinen Artikel zum frühen Husserl (s.o.) die Beziehungen zwischen verschiedenen Auffassungen kognitiver Simulation, verschiedenen Definitionen von intelligentem Verhalten und verschiedenen Menschenbildern. *M. Potrč* bespricht verschiedene Definitionen des Lernens, insbesondere des Lernens von neuronalen Netzwerken, und plädiert für eine Art Redefinition von lernendem Organismus und Umwelt. Diese Redefinition, nach der Lernender und Umwelt eigentlich zusammenfallen („learning=environment=phenomenon“, 249), beruht – ähnlich wie in Ps. vorigem Aufsatz – auf Gibsons Ökologismus und einer (m. E. allerdings mißverständlichen) Anwendung der Substanz/Akzidens-Auffassung des späten Brentano. Die Akzidenzien, deren Teile die Substanzen sind, sind nach Brentano gerade nicht z. B. „das Lernen“ oder „ein Gedanke“ (247), sondern „modalbefaßte“ Substanzen wie „der denkende Hans“. Vermutlich wäre dieser theoretische Aufwand überhaupt entbehrlich – die Konklusionen, daß Lernen in bestimmten Umgebungen besonders effizient vor sich geht und daß man ohne bewohnende Organismen kaum sinnvoll von einer „Umwelt“ sprechen kann (249), wären auch anders begründbar.



4. Im kurzen vierten Abschnitt „Approaches by cognitive science to phenomenology“ kontrastiert *E. Valentine* zunächst die klassische Artificial Intelligence und den Konnektionismus als die beiden Grundauffassungen der CS und die Lösungen, die jeweils für das Repräsentationsproblem vorgeschlagen werden. Diese übersichtlichen Passagen hätten allerdings eher in Abschnitt II gehört. Die abschließenden Bemerkungen über Gibsons Ökologismus wirken eher angefügt. *O. Markič* führt die Gegenüberstellung „klassischer“ (d. h. wesentlich syntaktisch strukturierter und symbolbasierter) und konnektionistischer Erklärungen für mentale Repräsentationen im Rahmen der CS weiter; auch dieser Text hätte eher in Abschnitt II gehört. *J. Shawe-Taylor*s Darstellung eines bestimmten konnektionistischen Theorienvorschlags (des Modells des „kontinuierlichen Automaten“ von Bruce MacLennan, der das Problem, wie künstliche Repräsentationen Gegenstandsbezug bekommen, über graduell im Sinne einer Fuzzy Logic ineinander überführbare Bilder lösen will) dürfte den Großteil der angezielten Leserschaft technisch überfordern. Am Beitrag von *J. Musek* über Selbst-Konzepte in der Psychologie irritiert u. a. der höchst lückenhafte Bericht über eine faktoranalytische Untersuchung von Selbst-Konzepten (ohne irgendwelche Angaben über die empirische Basis!).

5. Im letzten Abschnitt „Philosophical issues“ skizziert *H. Poser* die Hauptpositionen im mathematischen Grundlagenstreit im Hinblick auf das Anwendbarkeitsproblem der Mathematik. *D. Bojadžiev* stellt Überlegungen zu Parallelen zwischen dem Verfahren der Gödelnumerierung und der Sichtbarmachung ansonsten unsichtbarer eigener Körperteile wie der Augen durch Spiegel an; der genaue Ertrag für das Problem der Selbstreferenz wird aber nicht recht klar. Bemerkenswert sind die drei übrigen Beiträge des Abschnitts: *A. Ule* bietet in Anschluß an Hintikkas epistemische Logik eine formale Theorie des kollektiven und gemeinsamen Wissens unter der Vorannahme, daß allen Mitgliedern z. B. einer Forschergruppe dieselben Welten epistemisch möglich erscheinen. Thematisch relevant ist dabei Ules Hinweis auf mögliche Parallelen zwischen menschlichen Kollektiven und neuronalen Netzwerken. *M. Uršič* führt in existenzfreie Logiken ein und diskutiert die Möglichkeiten, mit ihrer Hilfe Einwänden gegen Descartes' „Cogito, ergo sum“-Argument (soweit man es als solches deutet) auszuweichen, sowie Parallelen zwischen existenzfreien Logiken und der phänomenologischen Enthaltung von Existenzurteilen. *D. Šuster* geht Kriterien für die „Objektheit“ nichtexistenter Objekte nach, d. h. der Frage, worin sich beliebige Eigenschaftsverkettungen von nicht-existenten „Objekten“ unterscheiden. Er schlägt als Kriterium das Stehen solcher Objekte in nichttrivialen kontrafaktischen Konditionalen vor [z. B. (a) „wenn hier ein roter runder Tisch stünde, könnte ich eine Vase daraufstellen“ vs. (b) „wenn hier ein viereckiger runder Tisch stünde, ... [?]“]. Die naheliegende Frage nach der Bedeutung des hier zugrundeliegenden kausalen „wenn-dann“ läßt Š. zugeständenermaßen offen; das aussagenlogische Konditional kommt jedenfalls nicht in Betracht, den Konditionale der Form (b) mit kontradiktorischen Antezedentien wären trivialerweise wahr.

6. Es sollte aus den vorstehenden Bemerkungen klar geworden sein, daß man dem Wert des Buches am ehesten gerecht wird, wenn man von seinem Titel abstrahiert; einige der Beiträge – zumal auch von einigen jüngeren Autor(innen) – vermitteln einen durchaus erfreulichen Einblick in die aktuelle interdisziplinäre philosophische Arbeit in Slowenien sowie ihre wachsende internationale Einbindung. Ein „Handbuch“ (im Sinne einer zusammenfassenden, alle wichtigen Teilgebiete gleichmäßig berücksichtigenden, ohne allzuviel speziellen Hintergrund lesbaren Darstellung des aktuellen Standes einer oder mehrerer Disziplinen inclusive Übersichten über die einschlägige Spezialliteratur) ist das Buch bei allem Wohlwollen aber einfach nicht. Man fühlt sich eher an die Akten eines thematisch ausgerichteten Kongresses mit Beiträgen unterschiedlichster Qualität und Relevanz erinnert und wird den Eindruck nicht los, daß etliche der Beiträger/innen einfach diejenigen Auszüge aus ihrer Arbeit beige-steuert haben, die am ehesten irgendeinen Konnex zum Rahmenthema aufweisen. Inhaltlich fragwürdig ist u. a. der starke Schwerpunkt auf einige Positionen Brentanos; daraus, daß man – mit gebotener historischer Vorsicht – Brentano als Urvater der Phänomenologie ansehen kann, folgt noch nicht, daß gerade sein Werk für das Verhältnis von CS und Phänomenologie viel hergeben müßte. Tatsächlich scheint weder aus seinen Überlegungen zur Intentionalität und



zur Evidenz als Wahrheitskriterium noch aus seinen späteren ontologischen Extravaganzen allzuviel dafür zu gewinnen. Eigenartigerweise fehlen dafür Bezüge auf Brentanos Arbeiten zur Sinnespsychologie (die für die Strukturierung mentaler Repräsentationen im Rahmen der CS wesentlich ergiebiger sein dürften) ebenso wie auf andere Autoren der verschiedenen phänomenologischen Schulen nach Husserl. Für die Fragestellung relevant, aber nicht erwähnt sind weiter die zeitgenössischen Überlegungen zur formalen Ontologie und zur Ontologie der naiven Physik, die teilweise in Anschluß an Husserls „Logische Untersuchungen“ entwickelt wurden. Simulationen „intelligenter“ menschlichen Denkens und Verhaltens setzen Repräsentationen der Wirklichkeit in einem Kategoriensystem voraus, das inhaltlich und formal von dem der Standardphysik verschieden ist. Und gerade hier schiene interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen CS und Phänomenologie nahezuzulegen (Shawe-Taylors zweiter Beitrag geht noch am ehesten in die Richtung).

Von den leider sehr zahlreichen Druckfehlern sind ernsthaft sinnstörend: 111 und 112: viermal „time-ce“ statt „time-presence“; 321 letzte Zeile: „(p  $\psi$  q“ statt „(p  $\leftrightarrow$  q)“; 335 Ableitungszeile 4: statt „Ce“ müßte es heißen; ~ Ce“. Der Zusammenhang zwischen Fig. 1 und 2 und dem Text auf S. 106f. bleibt dunkel und nährt den Verdacht, daß hier Bilder fehlen oder verwechselt wurden. Ähnlich wird nicht klar, was der Sinn der Bildunterschriften „B for Brentano“ und „A for Aristotle“ (189, 192) ist.

W. LÖFFLER

MEIXNER, UWE, *Ereignis und Substanz*. Die Metaphysik von Realität und Relation. Paderborn: Schöningh 1997. 389 S.

In Zeiten, in denen metaphysische Entwürfe zumindest im deutschen Sprachraum Mangelware sind, greift man mit Interesse zu einer Arbeit, die den Anspruch erhebt, dem „überall spürbaren ‚Großangriff‘ des Naturalismus“ (7) mit dem Entwurf einer systematisch durchgeführten rationalen Metaphysik zu begegnen. Denn die Durchführung eines solchen Programms unterscheidet sich zweifellos von allen Formen einer ‚kleinen Metaphysik‘, weiterhin von mehr oder weniger ausgeführten Hinweisen, Bemerkungen, Skizzen zu einer möglichen Metaphysik und schließlich auch von metaphysikgeschichtlichen Durchblicken in systematischer Absicht.

Aufgrund der antinaturalistischen Stoßrichtung seines Metaphysikentwurfs definiert M. Metaphysik als „dasjenige theoretische Unterfangen, das dort beginnt, wo die Physik aufhört“ (9). Besteht die Aufgabe der Physik nämlich in der theoretischen Verarbeitung der Erfahrung, so überschreitet die Metaphysik zwangsläufig bei ihrem Versuch, via Spekulation ein „zusammenhängendes ... Bild der Totalität ... zu entwerfen“ (ebd.), den Bereich der Erfahrung. Der Vorwurf, solche Spekulation sei ein „grund- und haltloses erratisches Behaupten“ (ebd.), läßt sich entkräften, sofern sich der Metaphysiker bei seinem spekulativen Überstieg über den Bereich der Erfahrung des Instrumentariums der modernen Logik bedient.

Freilich bleibt auch ein metaphysisches System, das höchsten logischen Ansprüchen genügt, sofern es synthetischer Natur ist, „ein Gewebe von Vermutungen“ (10). Mögen diese Vermutungen nämlich auch auf „weitverbreiteten und tief verwurzelten Grundannahmen“ (ebd.) basieren, für die metaphysische Wahrheit gilt trotzdem, daß sie keine intersubjektiv feststellbare Evidenz hat. Denn ein spezifisch metaphysisches Erkenntnisvermögen, das Organ einer solchen Evidenz sein könnte, gibt es nicht. Als Bewertungsmaßstab für die unterschiedlichen metaphysischen Systeme kommt daher einzig deren „integrative Kraft“ (ebd.) in Frage. Denn angesichts der Tatsache, daß es eine Fülle von allgemeinen Sätzen gibt, die „prima facie weithin für wahr gehalten werden“ und „Bausteine möglicher Metaphysiken“ sein können, zugleich aber einen „disparaten, ja sogar unvereinbaren Inhalt“ haben, kann das Ziel eines metaphysischen Ansatzes nur darin bestehen, möglichst viele dieser Sätze „widerspruchsfrei zu vereinen“ (ebd.). – Wenn es schon seit langem kein allgemein akzeptiertes metaphysisches Paradigma mehr gibt, dann rechtfertigt das noch nicht die weitverbreitete Rede vom Ende der Metaphysik. Denn es ist auch nicht gerechtfertigt, vom Ende der Kunst zu reden, weil es „gegenwärtig keine allgemein verbindliche künstlerische Stilrichtung gibt“ (11). Allerdings ist zu-